

Ulrike Römer

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt auf den Philippinen

vom 3. Februar bis 2. Mai 2001

Steinige Äcker und blühende Oasen Die Medienlandschaft auf den Philippinen

Von Ulrike Römer

Philippinen vom 03.02. – 02.05.2001

Betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

1. Zur Person	430
2. Badeschlappen und Betrüger	430
3. Kleine Rundfunkgeschichte: was bisher geschah ...	431
3.1. Mit dem Bürgermeister beim Metzger	432
3.2. Senden mit besonderer Mission	434
3.3. Fernsehen zwischen alpha und omega: Wie ABS-CBM und GMA um Quoten und Macht kämpfen	435
4. Viel Gestrüpp im Blätterwald	437
4.1. Malous Geschichte	438
4.2. Eitel und erfolgreich	439
5. Blühende Oasen im Hinterhof	441
5.1. Von Edelfedern	442
5.2. Nabelschau	444
6. Die Anderen	445
7. Zwischen Schein und Sein: Journalistenausbildung	447
8. Von hinten kürzen ...	448

1. Zur Person

Ulrike Römer wurde 1968 geboren und wusste zeitig, dass sie Journalistin werden wollte. Der Wunsch wurde wahr, auch recht zeitig: Als Schülerin durfte ich erste Zeilen in der Zeitung veröffentlichen. Später musste ich dort veröffentlichen, was nicht schlimm war, denn ich verdiente bei der „Neuen Rhein Zeitung“ mein Geld als Pauschalistin. Es folgte ein Studium der Fächer Geschichte, Politik und Literaturwissenschaft und die Mitarbeit beim WDR. 1990 tauschte ich Stift gegen Mikrofon. Von diesem Tausch überzeugt, absolvierte ich 1997 ein Volontariat, auch beim WDR. Nach Stationen beim Fernsehen und in diversen Hörfunkredaktionen arbeite ich jetzt beim „WDR 2 – Mittagmagazin“.

2. Badeschlappen und Betrüger

Sie sind rot, brüllend hässlich ... und sie machen mich zum Mitläufer. Entsetzt und amüsiert schaue ich auf die Badeschlappen an meinen Füßen und heiße mich selbst willkommen im großen philippinischen Fußvolk. Jetzt gehöre ich dazu. Denn jeder trägt hier Badeschlappen. Wirklich jeder. Für mich war es ein langer Weg zum Gummischuh: 10.000 Kilometer von zuhause entfernt, auf 1.500 Metern Höhe, in einem gottverlassenen Bergdorf, entschieße ich mich widerwillig zum Kauf. Meine „richtigen“ Schuhe sind klatschnass, schlammverkrustet, untragbar. Und dabei wollte ich doch nur die hängenden Särge von Sagada sehen. Wer konnte ahnen, dass der Spaziergang zu einer dreistündigen Kletterpartie durch ein Dschungel-überwuchertes Tal mit Wasserbüffeln werden würde? Aber so ist das auf den Philippinen: Hier ist nichts vorhersehbar. Wer hätte zum Beispiel geglaubt, dass Joseph Estrada, der Mann, der 1998 von mehr als 10 Millionen Menschen zum Präsidenten gewählt wurde, dass „Erap“ - der Kumpel - im Jahr 2001 vor Gericht steht? Dem ehemaligen Schauspieler, der sich in seinen Filmen stets für die gute Sache und die Armen den Weg freischoss, droht jetzt die Todesstrafe. Es geht um Korruption, Plünderung der Staatskasse, illegale Lotteriespiele, dubiose Grundstücksgeschäfte. Klingt wie im Film, spielt aber auf der politischen Bühne. So ist das auf den Philippinen: Wirklichkeit und bunte Medienwelten sind manchmal nur schwer auseinanderzuhalten.

Wirklichkeit ist: In gut zweieinhalb Jahren Amtszeit hat Estrada das Land gründlich heruntergewirtschaftet: Die Inflationsrate liegt bei über 7 Prozent, dreieinhalb Millionen Menschen haben keine Arbeit, das Wirtschaftswachstum pendelt in diesem Jahr um die 3-Prozent-Marke. Der Peso/Dollar-Wechselkurs wird beinahe täglich schlechter. Darum blicken die verbündeten

ASEAN-Staaten mit Sorge auf die Philippinen. IWF und Weltbank drohen den Geldhahn zuzudrehen. Also gelobt die neue Präsidentin Gloria Macapagal-Arroyo Besserung und kümmert sich seit Januar um die Konsolidierung der Staatsfinanzen. Aber an dieser Aufgabe sind schon andere gescheitert.

Korruption, Ränkespiele und Vetternwirtschaft haben eine lange Tradition im Land, politische Selbständigkeit eine kurze: 1946 entließen die USA die Philippinen in die Unabhängigkeit. Aber erst Anfang der 90er Jahre packten die Amerikaner ihre letzten Koffer. Sie hinterließen ihre Sprache, ungenutzte Militärbasen, Fastfood-Ketten und den allgegenwärtigen „american way of life“. Wer es sich leisten kann, gibt sich – mitten in Asien – amerikanisch. Die Suche nach den eigenen Wurzeln hat gerade erst begonnen.

3. Kleine Rundfunkgeschichte: Was bisher geschah ...

Radio und Fernsehen kamen gemeinsam mit den Amerikanern übers Land: Mitte 1922 nahm Henry Hermann mit drei 50-Watt-Sendern in Manila den Hörfunkbetrieb auf. 1949 wurde die erste Fernsehstation gebaut, von James Lindberg. Heute gibt es mehr als 13 Millionen Haushalte auf den Philippinen. In knapp 85 Prozent steht ein Radio, etwa die Hälfte der Haushalte hat ein Fernsehgerät. „Rundfunktechnologisch“ betrachtet sind die Philippinen wahrhaftig kein Entwicklungsland: Kabelnetze, Satelliten und digitale Verbindungen überziehen die Nation. ABS-CBN, der größte Fernsehsender, rühmt sich, jedes Fleckchen im 7.000-Inselreich erreichen zu können. Es gibt 328 MW- und 317 UKW-Sender; sechs große Fernsehnetzwerke senden aus 120 Kanälen, es gibt öffentliche und private Anbieter, Zielgruppen-, Bildungs- und Politprogramme. Vor allem aber gibt es gnadenloses Entertainment! Weit mehr als die Hälfte des Programms schillert bunt und belanglos. Filipinos beginnen den Tag mit sex and crime-Shows und beenden ihn mit einer Seifenoper, dazwischen gibt es den Chat mit Prominenten, Musikvideos und Tipps für die wackere Hausfrau.

Zur Jahreswende 2000/2001 gab's dann aber Kontrastprogramm: Live und auf allen Kanälen konnten die Filipinos das Amtsenthebungsverfahren gegen Präsident Estrada verfolgen. Das öffentliche Leben lag brach, die Nation sah fern oder hörte Radio. Will heißen: Trotz aller Verflachung und Kommerzialisierung gibt es auf den Philippinen politischen, kritischen Journalismus. Beim jüngsten Machtwechsel haben die Medien durch ihre kontinuierliche, umfangreiche Berichterstattung eine entscheidende Rolle gespielt. Und es scheint, als hätte sich die Geschichte wiederholt, denn durch die unerschrockenen Sendungen der illegalen katholischen Radiostation „Radyo Veritas“ erfuhren die Menschen auf den Philippinen 1986 von den Unruhen in Manila

und schließlich verkündeten Fidel Ramos und der damalige Verteidigungsminister Enrile im Hörfunk, dass sie das Marcos-Regime nicht länger unterstützen würden. Nach 14 Jahren Diktatur war der Weg für Corazon Aquino geebnet.

Heute sagen die Filipinos über ihre Medienlandschaft: sie ist rau, aber frei. In der Tat ist Pressefreiheit in der Verfassung verankert und durch Gesetze garantiert. Die Medienlandschaft ist pluralistisch, Kritiker halten sie für anarchistisch: Zeitungen erscheinen und verschwinden in Windeseile. Radiostationen werden eröffnet, nur um einen speziellen Kandidaten beim Wahlkampf zu unterstützen. Wer gestern noch Gastgeber einer Talkshow war, kann am nächsten Tag Regierungssprecher sein. Oder Senator. Medien und Politik sind aufs engste verbandelt. Manchmal gruselt's da sogar den Beteiligten. Den Zuschauern sowieso.

3.1. Mit dem Bürgermeister beim Metzger

Die Tischdecke ist blütenweiss, der Gestank bestialisch, im Hintergrund werden Schweine zerlegt. Fliegen umsummen aufgetürmte Fleischberge in Geschwadern: 12 Uhr mittags, der Bürgermeister hat in die Markthalle geladen. Jetzt wird gegessen! Über uns weht eine bunte Willkommens-Girlande, darunter ein Pappschild: „Cebu ist BSE-frei.“ Das ist die politische Botschaft, die das Oberhaupt der zweitgrößten Stadt des Landes den Journalisten an diesem Tag in die Blöcke diktiert. Und damit es am Abend auch alle im Lokalfernsehen sehen können, stellt sich Alvin Garcia auch noch unter sein Plakat – nach dem Essen. Nicht, dass ähnliches in Europa nicht auch geschähe. Man hat schließlich schon britische Minister ins Beef beißen sehen. Aber überraschend ist, dass kaum jemand Fragen stellt in der Markthalle. Die Kollegen konzentrieren sich auf ihre wohl gefüllten Teller. Verständlich, denn für den ein oder anderen dürfte diese Mahlzeit die einzig warme des Tages sein. Die Bezahlung philippinischer Journalisten ist lausig. Wer zu den gut verdienenden zählt, bekommt etwa 3.000 Mark pro Monat, Journalisten in den Provinzen arbeiten für 10 Pfennig pro Artikel. Deshalb teilen Zyniker die Medienmeute in zwei Kategorien: die Bestechlichen und die Aufrechten.

Hazel Navarro ist 24 und hat ihre beruflichen Ideale noch nicht aufgegeben. Sie arbeitet für den Radiosender DYLA in Cebu; was in ihrem Fall bedeutet, dass sie sich jeden Tag auf Gängen und in Büros des Rathauses herumtreibt. Ich darf einen Tag lang mit ... und staunen. Im „newsroom“ des Rathauses gibt es genau eine alte Schreibmaschine, weiter nichts. Die Verwaltung der Millionenstadt kommt weitgehend ohne Computer und mit nur wenigen Telefonen aus. Das weiß ich, weil Hazel bei unserem Rundgang durchs Rathaus in bei-

nahe jedes Büro hereinmarschiert – ziellos und gänzlich ungehindert auf der Suche nach der story und geheimen Informanten. Einer ihrer Mittelsmänner gibt an diesem Vormittag eine lange und komplizierte Geschichte über Bestechung in der Bauverwaltung zum besten. Hazel nickt, notiert und erzählt die Geschichte knapp zwei Stunden später ihren Hörern weiter.

Dabei gehört DYLA durchaus zu den seriösen Radiostationen des Landes: Vor 60 Jahren wurde der Mittelwellensender von Gewerkschaftern gegründet. Heute erreichen die 40 Mitarbeiter mit ihrem „news-and-public-affairs-program“ beinahe die kompletten Visayas, den mittleren Teil des philippinischen Archipels. Das gute Image von DYLA sagt indes nichts über die Ausstattung des Senders: Es gibt exakt zwei Büros, eine Sendetechnik, in der sich einige alte Kassettenrecorder stapeln, ein Studio und den „newsroom“. Herrscher über zwei alte PCs, einen betagten Fernseher, Schreibmaschinen und einen gigantischen Holztisch ist Jun Tagalog. Der 27jährige Programmdirektor entscheidet, was bei DYLA täglich zwischen 4 und 23 Uhr gesendet wird. Zu Wahlkampfzeiten ist das ein leichtes und schweres Unterfangen: Filipinos neigen zu freundlicher Geschwätzigkeit, philippinische Journalisten erst recht. Deshalb muss Jun Tagalog seine Radiomoderatoren jeden Tag mahnen, während ihrer Sendungen keine hemmungslose Propaganda für irgend welche politisch ambitionierten Verwandten zu betreiben. Erschwert wird dieses Ringen um Neutralität durch die Vergabe von Programmzeiten: Frauenrechtlerinnen, Gesundheitsapostel, Kriegsveteranen und Menschenrechtsaktivisten gestalten das Programm bei DYLA. Das führt in politisch bewegten Zeiten zu skurrilen Situationen: So nutzte der regionale Gewerkschaftsdachverband die tägliche „labour hour“, um für die von ihm gegründete Partei zu werben. Das ist zwar laut Gesetz verboten, aber da der Gewerkschaftsdachverband die Mehrheit von DYLA besitzt und weil der Spitzenkandidat der Partei Sohn des Gewerkschaftschefs ist, nahm es niemand so genau.... bis auf die ambitionierte Chefredakteurin. Sie strich die Talkshow ihres Arbeitgebers aus dem Programm.

Doch trotz aller guten Vorsätze ist DYLA weit von politischer Neutralität entfernt: Der Sender unterstützte Anti-Estrada-Kandidaten während des Wahlkampfes nach Kräften, bei Demonstrationen gegen den korrupten Präsidenten marschierten die Redakteure in der ersten Reihe durch die Straßen von Cebu. Und dann schwebt noch der Geist des Ehemanns von DYLA-Chefredakteurin Marit Remonde durch die Hinterhofbüros: Der ist inzwischen Pressesprecher bei Präsidentin Arroyo.

3.2. Senden mit besonderer Mission

In einem Land, in dem der Ex-Präsident bis kurz vor seiner Inhaftierung noch regelmäßige Radioshows veranstaltet und die neue Präsidentin in TV-Seifenoperen auftritt, sind Felsen in der Brandung nötig. In einem Land, in dem die Medien den härtesten Konkurrenzkampf Südostasiens austragen, braucht es göttlichen Beistand. Ähnliches müssen sich die Gründer der „Far East Broadcasting Company“ (FEBC) vor 56 Jahren gedacht haben. Die protestantische Radiomissions-Station sendet seit dem mit Erfolg. Das liegt an opulenter finanzieller Ausstattung und an der seligen Tatsache, dass mehr als 90 Prozent der Filipinos ernsthaft dem christlichen Glauben anhängen und deshalb als Hörer direkt in F0rage kommen.

Das Anwesen der FEBC liegt im Nordwesten von Manila, präsentiert sich satt-grün, sehr gepflegt und hinter hohen Mauern, denn drum herum liegt ein Stadtteil, der weniger aus Stadt, sondern mehr aus Schutt und Asche besteht. Nach Valenzuela kommt niemand gern. Vielleicht sind die christlich inspirierten Mitarbeiter von FEBC genau aus diesen Gründen dort. Sie senden ihr Programm in mehr als 80 Sprachen und Dialekten, betreiben 17 Stationen, mit denen sie ganz Asien erreichen. Jeden Monat werden in Manila 4.700 Stunden Programm produziert. Das kostet Geld. Und die FEBC ist reich. Wie reich, verrät niemand. Aber immerhin gibt Programm-Managerin Maloi Malibiram-Salumbides bei meinem Besuch zu, dass auf der ganzen Welt sehr erfolgreich Spendengelder gesammelt werden. Dieser Erfolg wäre in der Tat schwer zu verheimlichen, denn als wir in den Keller zu den Sendestudios steigen, fühle ich mich auf einmal wie Zuhause: Computerdisplays, digitale Schnittsysteme, seit kurzem sendet die FEBC Radioprogramme auch via Internet.

Hauptanliegen ist es, für Gott und gegen den Kommunismus zu senden. So steht es in den Statuten. Dafür gibt es Gottesdienst- und Gospelprogramme, die FEBC produziert Bildungssendungen, erteilt Gesundheits- und Rechtsberatung, macht Kinderfunk und Bibel-Lesungen. Und Politik: Der Sender pflegte von Beginn bis zum Ende der Ära Estrada eine natürliche Feindschaft zum Präsidenten. Von einem Mann, der öffentlich mit der Kirche zanke und Millionen für Mätressen und uneheliche Kinder ausgabe, sei nichts Gutes zu erwarten, heißt es bei der FEBC – selbstverständlich gekleidet in höfliche asiatische Sätze. Man habe sich bei der Berichterstattung über das Amtsenthebungsverfahren dennoch um größte Zurückhaltung und Neutralität bemüht, versichert Frau Malibiram. Dabei kommt den Machern von FEBC ein luxuriöser Umstand zu Hilfe: Die Station ist nicht auf Werbegelder angewiesen. Niemand muss Rücksicht nehmen auf Freund und Feind in Politik oder Wirtschaft. Handlungsbeschränkungen kommen statt dessen aus dem eigenen

Haus: Alle sind gehalten, die Dinge der Berichterstattung aus einer christlich-moralischen Perspektive zu betrachten. Um zu prüfen, ob künftige Mitarbeiter der FEBC fest im Glauben sind, müssen Bewerber eine Art „theologisches Rigorosum“ bestehen. Bibelfestigkeit wird dem Streben nach journalistischer Objektivität untergeordnet. Wohin das im Falle des Lebemannes, Spiel- und Saufkumpans Joseph Estrada führt, liegt auf der Hand.

3.3. Fernsehen zwischen alpha und omega: wie ABS-CBN und GMA um Quoten und Macht kämpfen

Der Maskenbildnerin ist der Pinsel ausgerutscht: Die junge Frau, die mich aus dem Hotel-Fernseher anschaut, sieht zwanzig Jahre älter aus als sie ist. Vielleicht liegt das am Thema. Die Dame ist ernsthaft aber hoffnungslos bemüht, mir philippinische Börsenkurse nahezubringen. Im unteren Bildschirm Drittel huschen gelegentlich Notierungen über ein Laufband, das nicht wirklich funktioniert und die gestanzten Bilder hinter der Moderatorin stehen nicht eine Sekunde still. Willkommen bei Kanal 21, dem „newschannel“ von ABS-CBN, der größten philippinischen Fernsehstation! Das Programm wird im Kabelnetz vertrieben, alle sprechen englisch statt Tagalog und wollen so sein und aussehen wie die Kollegen bei CNN.

Die Amerikanisierung des philippinischen Fernsehens treibt seltsame Blüten: Der technische Standard ist hoch. Satelliten-Übertragungswagen, Digital-Technik, virtuelle Studios – bei den beiden größten networks ist alles im Repertoire. Es scheint aber andererseits so, als hätte man zwar die Mittel zum Senden, aber nicht die Inhalte. Billig produzierte Seifenopern und hastig zusammengestellte Talkshows reihen sich aneinander.

Aber man soll sich nicht täuschen: Fernsehen auf den Philippinen bedeutet Macht. Hinter den Kulissen herrscht Krieg. Die Gegner: Zwei mächtige Familienclans hinter den Sendern ABS-CBN und GMA. Die beiden networks teilen Quoten und Werbekuchen im Land untereinander auf. Der regierungseigene Kanal PTV bemüht sich redlich, kann aber mangels Personal und Geld nicht mithalten.

Die Geschichte von ABS-CBN ist lang und politisch. 1953 gründete die Lopez-Familie den ersten kommerziellen Fernsehsender im Inselreich, die Geschäfte gingen gut, bis man sich mit Ferdinand Marcos überwarf. Als der Diktator 1986 ging, kam der Lopez-Clan zurück. Nach der politischen brachte er die Entertainment-Revolution über das Land. Mit der inzwischen legendären newsshow „TV Patrol“ gelang ABS-CBN der Sprung an die Quotenspitze und die Einführung des „infotainment“ in den philippinischen Journalismus. Diese Glanzzeiten sind zwar vorbei, doch das Imperium wird

weiter ausgebaut. In diesem Jahr will die „ABS-CBN Broadcasting Corp.“ für 3,5 Milliarden Peso expandieren. Die Fernsehstation ist nur ein Puzzlestein im Gesamtunternehmen, zu dem Hoch- und Tiefbau, Wasserversorgung, Banken und Agrarindustrie gehören. Wer solchen Geschäften nachgeht, braucht gute Verbindungen zur Politik. Daran hat es dem Lopez-Clan nie gemangelt. Von Familienmitgliedern ist bekannt, dass sie bei Estradas nächtlichen Trink- und Spielgelagen im Präsidentenpalast mit am Tisch saßen.

Sehr zum Kummer von Patrick Paez. Während der stürmischen Zeiten von Amtsenthebung, Anklage und Verhaftung des Präsidenten rechneten er und seine Kollegen täglich mit Kündigung. Denn was und wie die Redaktion der Sendung „The Correspondents“ berichtete, sahen die Herren Lopez gar nicht gern. „Der Druck auf uns war enorm“, gibt der TV-Journalist zu – und läßt dabei jegliche asiatische Zurückhaltung fahren. Die Sendung und ihre Macher haben ihr Überleben vermutlich zwei Tatsachen zu verdanken: einflussreiche Freunde der Lopez-Familie mochten die Berichterstattung und letztlich war sehr schnell klar, dass Estrada den Kampf mit den Gewalten verlieren würde. Und wer engagiert sich für Verlierer? Im Hause Lopez hat man sich längst mit den neuen Machthabern arrangiert. Weil letzteres für das wirtschaftliche Überleben des Lopez-Imperiums unerlässlich ist, geht es beim Kampf zwischen ABS-CBN und GMA also nur vordergründig darum, sich gegenseitig die Zuschauer der telenovelas „Mara Clara“ und „Marimar“ abzujagen.

Wer Fernsehen macht, macht Politik. Das muss man auf den Philippinen erschreckend wörtlich nehmen: Denn ambitionierte Talkshow-Gastgeber und „anchormen“ bleiben selten lange auf ihren Studiostühlchen sitzen. Sie zieht es gewöhnlich in die üppigen Polstersessel des Senats. Jüngstes Beispiel, letzte Wahl: Der Kandidat Noli de Castro wurde von mehr als 12 Millionen Filipinos ins Oberhaus gewählt. Bisher kannte die Nation den freundlich-beleibten Herrn aus dem Fernsehen – als Dauerberichterstatter während des Amtsenthebungsverfahrens erlangte er Omnipräsenz. ABS-CBN sendet bis in die letzte Busch-Hütte. De Castro ist jetzt nicht mehr Journalist, sondern Politiker und nicht der einzige, der kurzfristig den Job gewechselt hat. Er zieht gemeinsam mit Dong Puno in den Senat. Der kommt vom Konkurrenzsender GMA und ist den Zuschauern bisher als geschwätziger TV-Anwalt für alle Lebenslagen erschienen. Beide treffen im Parlament alte Kollegen, denn die Filipinos scheinen der irrigen Ansicht anzuhängen, dass, wer gut durch eine Talkshow führt, auch gut Politik machen kann. Loren Legarda war die erste Journalistin, die 1998 von ihrem Sender ABS-CBN mit einer millionenschweren Kampagne erfolgreich ins Senatorenamt gehoben wurde. Dem kumpelhaften Renato Cayetano ist vor Jahren dasselbe gelungen. Dort sitzt die illustre Schar, um gemeinsam mit Ex-Sportlern, ausgemusterten Schauspielern

lern und ehemaligen Militärs die Geschicke eines 76-Millionen-Volkes zu bestimmen. Aber muss man sich wundern? Die Filipinos neigen zu bizarren Wahlentscheidungen. In den zwölf Jahren seit dem Ende der Marcos-Diktatur wählten sie eine Hausfrau, einen General und einen Moviestar zum Präsidenten.

Weil die philippinische Medienlandschaft liberal und groß ist, funktioniert der „Spieler-Transfer“ übrigens in beiden Richtungen: Wer in der Politik scheitert, geht gern zu Funk und Fernsehen. So geschehen zum Beispiel 1998. Als den Bürgermeister von Manila niemand mehr im Amt wollte, entschied Alfredo Lim: Jetzt mach´ ich eine Talkshow. Seit dem serviert der Ex-Polizeigeneral und Ex-Bürgermeister werktäglich Sex, crime und disaster zur besten Sendezeit. Die Liste der radio- und fernsehplaudernden Senatoren ließe sich fortsetzen.

Die große Popularität philippinischer TV-Erscheinungen hat auch topographische Gründe. In einem Land mit mehr als 80 Sprachen und 7.000 teils sehr secessionistisch veranlagten Inseln ist der gemeinsam angehimmelte Serienstar oft das einzige was verbindet. Der Präsidentenpalast in Manila ist weit weg, „Mara Clara“ nicht. Was dazu führt, dass Journalisten und Schauspieler schon mal in abenteuerliche Rollen schlüpfen: Sie werden bei Geiselnahmen oft als Unterhändler eingesetzt. Nun ja, der Verhandlungsführer genießt Bekanntheit und Vertrauen auf beiden Seiten – im Gegensatz zu Polizisten und Politikern. Journalisten bieten diese quotensteigernden Gefälligkeiten auch gern von sich aus an. Angehörige der deutschen Familie Wallert werden das wissen. Während der Entführung der Touristen im Frühjahr 2000 verkündete „Kommandant Robot“ seine Forderungen in der Regel über den kleinen Radiosender DXRZ in Zamboanga. Internationale Unterhändler und Verwandte hörten zu und schrieben mit.

4. Viel Gestrüpp im Blätterwald

Während der bundesdeutschen Pubertät hält man sich an Dr. Sommer, als Filipino schlägt man nach bei Xerex Xaviera. Xerex heisst genauso wenig Xerex wie Dr. Sommer Dr. Sommer, aber das nimmt dem Erfolg rein gar nichts. Die Erfindung der Sex-Kolumnistin in einem schwül-warmen Sommer vor mehr als zehn Jahren markiert einen Meilenstein in der Entwicklung philippinischer „Tabloids“. Die bunten Boulevard-Heftchen mit seichten Themen rund um Sex und Showbiz verstopfen seit dem den Zeitungsmarkt, der vornehmlich um Leser aus der Hauptstadt buhlt. Es gibt etwa 170 Zeitungen, die regelmäßig erscheinen. Genaue Zahlen kennt aber niemand, weil die Blätter schnell kommen und gehen. Papier ist teuer, der Werbemarkt auf den engen

Raum Metro-Manila begrenzt, der Transport der Zeitungen auf die Hauptinseln des Archipels treibt den Preis zusätzlich in die Höhe. Mit Zeitungen lässt sich auf den Philippinen kein Geld verdienen. Und deshalb werden sie von ihren Eigentümern vornehmlich zu strategischen Zwecken genutzt, um wirtschaftliche und politische Interessen zu verteidigen und um den Gegner zu attackieren. Der „mündige Leser“ ist also stets gut beraten, wenn er weiß, wem das Blatt gehört, das er gerade liest.

Dass es so kam, wie es jetzt ist, ist auch den Amerikanern zuzuschreiben. Sie brachten ihre journalistische Sicht der Dinge Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts auf die Philippinen. Sie legten den Grundstein für eine streng profitorientierte, heute hoch technologisierte Print-Landschaft und schulten nebenbei eine ganze Generation philippinischer Journalisten. Doch das amerikanische Vorbild rückt oft in ganz schön weite Ferne, denn mit der in der Verfassung garantierten Pressefreiheit ist es manchmal nicht weit her. Entweder der Eigentümer regiert ins Blatt hinein, oder auch schon mal der Präsident persönlich. Philippinische Zeitungsjournalisten schreiben gegen viele Fronten.

4.1. Malous Geschichte

Am letzten Arbeitstag trugen alle schwarz. Durchaus angemessen. Denn eine Zeitung wurde zu Grabe getragen. Am 23. Juli 1999 erschien die letzte Ausgabe der „Manila Times“; der alten „Manila Times.“ Die Geschichte vom Niedergang einer traditionsreichen englischen Zeitung auf den Philippinen gehört zum beruflichen Aufstieg von Malou Mangahas. Mit 34 Jahren wurde sie Chefredakteurin der Zeitung. Unerhört und ausgedacht von einer anderen Frau, Robina Gokongwei-Pe, der Herausgeberin des Blattes. Was sich nach Jahren wie eine feministisch-romantische Verschwörung liest, hat zum Zeitpunkt des Geschehens niemanden zum Frohlocken gereizt. Die „Manila Times“ ist wahrscheinlich das größte und prominenteste Opfer des Feldzuges, den der philippinische Ex-Präsident Joseph Estrada gegen die unabhängige Presse des Landes führte.

Als der alte, schwer reiche und vielseitig engagierte Geschäftsmann John Gokongwei 1989 seiner erst 28jährigen Tochter Robina die Zeitung zwecks Leitung überließ, ahnte er nicht, wie viel Ärger er sich damit einhandeln würde. Denn überraschenderweise sorgte Robina für frischen Wind im „newsroom“. Die „Times“ verwandelte sich vom behäbigen Verlautbarungsorgan in eine kritische, politisch engagierte Tageszeitung. Und weil sie oft Gegenstand der Berichterstattung waren, entging das auch den Politikern in Kongress und Palast nicht. Es folgte, was auf den Philippinen immer folgt, wenn es kritisch wird: ein Telefonanruf beim Patriarchen. John Gokongwei bekam die Order, die kritische Bericht-

erstattung in seiner Zeitung einzustellen. Was kam, waren statt dessen weitere Artikel über zweifelhafte Grundstücksgeschäfte, unlautere Geldausgaben und – nach 1998 – einen amtsunfähigen Präsidenten. Estrada, dem man nachsagt, er habe schon als Schauspieler nicht mit schlechten Kritiken umgehen können, beließ es nicht bei nächtlichen Telefonaten. Wozu hat man wahre Freunde?, dachte sich der Präsident und sorgte für einen Werbe-Boycott. Banken, Versicherungen und die Filmindustrie zogen auf Estradas Geheiß ihre Anzeigen aus der „Manila Times“ zurück. Die Zeitung verlor ihre größten Kunden. Als das nicht genügte, um die Kritik aus den Kolumnen zu vertreiben, zog der Präsident mit einer 101-Millionen-Peso- Verleumdungsklage vor Gericht. Nun hielt der alte Gokongwei den Zeitpunkt für gekommen, seine Tochter beiseite zu nehmen. Robina entschuldigte sich anderntags ausführlich und auf der Titelseite ihres Blattes für die unfaire, falsche Berichterstattung. Ein unglaublicher Vorgang im asiatischen Blätterwald! Die Zeitung hatte ihr Gesicht verloren ... und den größten Teil der Redakteure. Die meisten gingen mit Grausen nach dem öffentlichen Kniefall. Diesem Umstand verdankte Malou Mangahas ihren Chefredakteursposten. Sie sollte nicht lange Freude daran haben. Der letzte Versuch von Herausgeberin und Chefredakteurin, den kritischen Geist der „Manila Times“ zu retten, scheiterte nach gut drei Monaten. Papa Gokongwei ordnete seine Kontoauszüge, stellte fest, dass die Zeitung der unrentabelste Bestandteil seines Luftfahrt-, Banken-, Immobilien- Öl- und Telekommunikationsunternehmens war, hatte im übrigen auch keine Lust mehr, ständig mit seiner Tochter zu zanken und entschied, das Blatt zu verkaufen. Nach zehn Jahren in Familienbesitz und einer weiteren Entschuldigungskolumne von Robina auf der Titelseite wechselte die „Manila Times“ in die Hände des politischen Gegners. 180 Angestellte trugen schwarz. Malou Mangahas wechselte zu „Reuter´s“. Und Präsident Joseph Estrada hatte mit dem neuen Eigentümer Mark Jimenez einen braven Unterstützer nebst Zeitung gewonnen.

4.2. Eitel und erfolgreich

Wenn gilt, dass man auf den Philippinen mit Zeitungen kein Geld verdienen kann, dann ist der „Philippine Daily Inquirer“ die Ausnahme von dieser Regel. Die Zeitung macht Gewinn, als einzige im Land. Das liegt auch daran, dass sich drei Familien den Besitz teilen und dass diese Clans vergleichsweise staatsfernen Geschäften nachgehen: Man investiert in Donuts und Pizza, im Chemie- und Gesundheitssektor, kann also eine gewisse Aufmüpfigkeit und deren Folgen gelassen ertragen. Außerdem flößt die schiere Größe und Bedeutung der Zeitung selbst philippinischen Politikern einen gewissen Respekt ein; man möchte im PDI erwähnt werden – und lieber gut als schlecht.

Im Foyer ist viel Granit verbaut, die geschwungene Freitreppe zu den höheren Etagen ist elegant, verströmt aber den Charme der 80er Jahre. Das Haupthaus des PDI ist solide, beinahe großzügig und von leicht verstaubter Modernität, wie die Zeitung, die darin gemacht wird. Jun Bandayrel widmet mir ein Stündchen seiner kostbaren Zeit. Samstags ist im zentralen Redaktionsbüro nicht viel los, außerdem treffen wir uns um 9 Uhr morgens, für Zeitungsredakteure ein unerhört früher Termin. Der Kaffee ist nachtschwarz, das Gespräch etwas schleppend. Aber als wir auf Politik zu sprechen kommen, wird der „national editor“ Bandayrel zuverlässig von philippinischer Leidenschaft gepackt. Freunde waren der „Inquirer“ und der Politiker Estrada nie. Feinde wurden sie am Tag nach seiner Wahl zum Präsidenten. Am 12. Mai 1998 titelte der PDI: „Jeder andere, bloß nicht Erap“. Der neue Machthaber reagierte schnell und schloss die Reporter des „Inquirer“ von den wöchentlichen Pressekonferenzen der Regierung im Malacañang-Palast aus – worüber beim PDI kaum jemand wirklich beunruhigt war, denn in der Regel präsentierte sich Estrada bei den Pressekonferenzen gänzlich unvorbereitet und uninformiert. In der „Ära Erap“ wurde Politik nicht im Kabinett oder Parlament gemacht, sondern in Hinterzimmern, auf Luxusjachten und Landsitzen. Dies zu beschreiben, wurde die „Inquirer“-Redaktion nicht müde, was ernstere Konsequenzen nach sich zog. Gut ein Jahr nach seinem Amtsantritt bat der Präsident regierungsfreundliche Unternehmer zum trauten Gespräch. An diesem denkwürdigen Abend wurden zwei Versprechen ausgetauscht: Banker, Filmproduzenten und Versicherungsvorständler sagten zu, künftig nicht mehr im „Inquirer“ zu inserieren; Estrada versprach im Gegenzug großzügige Steuererleichterungen. Der Werbeboykott dauerte ein halbes Jahr. Herausgeber und Redaktion blieben trotzig standhaft. Und Jun Bandayrel kann sich das Grimassieren bei der finalen Beurteilung des Laufs der Dinge nicht verkneifen: „Wir sind noch da, Estrada ist weg.“

Die Standhaftigkeit des „Inquirer“ schlägt gelegentlich in sorglose Eitelkeit um, sagen Kritiker. Das Blatt publiziere schnell, viel, kritisch ... und nicht immer treffsicher. Manchmal sei der Wohlklang einer Schlagzeile wichtiger, als deren Wahrhaftigkeit. Für eine Zeitung, die für sich in Anspruch nimmt, in kritischer anglo-amerikanischer Tradition zu stehen, ist das wahrhaftig kein Lob. Das politische Feindbild ist in der Redaktion des „Inquirer“ genau umrissen und gut gepflegt. Im Dienste der vermeintlich guten Sache kommt dann und wann die Redlichkeit abhanden und eine missliebige Senatorin aufs Titelblatt: in der Tracht der philippinischen Muslime aus dem Süden, kombiniert mit der Schlagzeile „Miriam Defensor hat Kontakte zu Abu Sanyaf-Rebellen“. Dass die gute Frau sich nur zwecks Volksfest-Folklore umgezogen hatte, wissen lediglich Eingeweihte.

Kapriolen solcher Art verursachen im stilleren Winkel des philippinischen Journalismus Magengrimmen. Pressefreiheit sei gut und schön, aber leider könne man mit der Verantwortung nicht umgehen, die diese mit sich bringe, heißt es dort. Ein Vorwurf, der die Journalisten und die „Medienunternehmer“ des Landes gleichermaßen trifft. So hat es bei der „Philippine Post“ nicht am kritischen Willen der Redaktion gemangelt, sondern an der Charakterstärke des Herausgebers: Benito Brizuela griff im November 2000 zum letzten Mittel und verweigerte seiner eigenen Zeitung die Tinte zum Druck. Er mochte einfach nicht mehr lesen, was seine unbändige Redaktion über den Duzfreund Estrada schrieb. Unvorsichtigerweise hatte Brizuela seinen Redakteuren während der harmonischen ersten Tage der „Post“ weitgehende Unabhängigkeit zugesichert. Dass sich diese gegen seine eigenen Interessen kehren würde, hatte der Estrada-Freund nicht bedacht. Das Denken ist inzwischen bei der „Post“ gänzlich eingestellt, die Zeitung gibt es nicht mehr.

Die Geschichten aus der Provinz stehen denen aus der Hauptstadt übrigens in nichts nach. Die freundliche Region Cebu wird vom Clan der Garcias regiert: Pablo ist Gouverneur, Alvin Bürgermeister von Cebu City und Jesus und Lorenzo gehört die Zeitung dazu. Jeder weiß, wie es um den „Sun Star“ steht, und jeder liest ihn gern. Das Blatt ist das auflagenstärkste der Visayas, gewinnt regelmäßig Medien- und Layoutpreise.... und hat sich unlängst von seiner besten Kolumnistin getrennt. Die Herausgeber waren der Meinung, sie verstecke Propaganda für den politischen Gegner zwischen ihren Zeilen. Es war Wahlkampf, die Chancen für Bürgermeister Alvin standen nicht zum besten, da lagen die Nerven blank. Wenn eine philippinische Zeitung in solchen Zeiten nicht als geschmeidiges Werkzeug in der Hand der Besitzer liegt, hat sie nach landläufiger Sicht der Dinge keinen Wert.

5. Blühende Oasen im Hinterhof

Marichu rät mir, Geld und Mobiltelefon gut wegzupacken. Nein, man kann wirklich nicht behaupten, dass das Büro des „National Center for Philippine Media“ (NCPM) in einem guten Stadtviertel liegt. Eigentlich kann man nicht mal behaupten, dass es sich um ein Büro handelt. Ich folge der jungen Frau vertrauensselig um unzählige Ecken und lande in einem halblichten Hinterhofzimmerchen. Hier gibt es wenig Ausstattung und viel Motivation: Mediengewerkschafter, Journalistik-Studenten, Cartoonisten und Fotografen haben sich 1996 zusammengetan, um alles besser zu machen als ihre Kollegen. Das NCPM bietet Weiterbildungskurse und Gesprächs-Foren, Rechtsberatung für Journalisten, Recherchedatenbanken und viel geduldiges Papier. Seit der Gründung sind unzählbare Verhaltensgrundsätze und Statuten formuliert

worden und in Schubladen verschwunden. Die Mitglieder des NCPM setzen sich dafür ein, den Kollegen so etwas wie einen nationalen „Presse Kodex“ nahezubringen. Aber näher ist vielen das kleine Bestechungsgeld, das für die nächste warme Mahlzeit reicht. Psyche Mendoza, Journalistik-Professorin an der „University of the Philippines“ in Manila, ist lang genug im Geschäft, um das zu wissen: „Ethik ist etwas, was die jungen Journalisten an der Uni lernen und dort zurücklassen.“ Ganz so zynisch wie es klingt, ist sie denn doch nicht, denn in ihrer vorlesungsfreien Zeit bemüht sich Frau Professor darum, die Kollegen beim NCPM vom sauberen Journalismus zu überzeugen.

Es wäre in der Tat boulevardesk-schlicht, die Geschichte des philippinischen Journalismus im Milieu von Bestechung, Auftragsschreiberei, Glamour und Geschwätz anzusiedeln. Spielte sie ausschließlich dort, hätte Ferdie Reyes für seinen Beruf nicht mit dem Leben bezahlt. Am 12. Februar 1996 wurde er in einer kleinen Stadt auf Mindanao erschossen. Er war 33 Jahre alt. Die Ermittler sind sicher, dass es sich um einen Auftragsmord handelt. Der Killer soll von einer bekannten Anwältin aus dem Ort bezahlt worden sein. Reyes hatte recherchiert, dass die Juristin an Folter und Tod ihrer Nichte beteiligt war. Den Mord an Ferdie Reyes haben mehr als 20 Zeugen gesehen, niemand will aussagen. Niemand wird diesen Fall je aufklären. Und wahrscheinlich auch nicht die anderen 70 Morde an philippinischen Journalisten, die Menschenrechtsgruppen in den vergangenen 20 Jahren gezählt haben.

5.1. Von Edelfedern

Sheila Coronel ist schätzungsweise 1,50 Meter groß, spricht leise, ist bescheiden und bringt mit ihren Artikeln Präsidenten zu Fall. Die Recherchen des „Philippine Center for Investigative Journalism“ (PCIJ) haben in der „Causa Estrada“ gute Dienste geleistet. Coronels Buch „Investigating Estrada“ stand wochenlang auf der Bestsellerliste. Die Vertreter der Anklage und alle anderen Filipinos konnten dort nachlesen, wieviel Geld der inzwischen ehemalige Präsident für Lebenswandel, Landsitze, Mätressen und uneheliche Kinder ausgibt – und vor allem: aus welchen Töpfen er es nimmt.

Wer über Journalismus auf den Philippinen spricht, spricht früher oder später auch über das PCIJ und immer mit Ehrfurcht. 1989 gründeten neun Journalisten die Medien-Agentur, nach dem sie zu der Einsicht gelangt waren, dass die philippinische Wirklichkeit sich nicht mit tagesaktuellen, oberflächlichen Artikelchen beschreiben lässt. Nun gut, mag man denken, mehr Zeit zur Recherche wünscht sich jeder Journalist – die Mitglieder des PCIJ nehmen sie sich tatsächlich. Was sie dann herausfinden, erschüttert die Republik nicht nur im Fall des gefallenen Präsidenten. Unerschrocken veröffentlicht das Center,

geschützt durch Bekanntheit und exzellente Reputation, Bücher über Bestechung im Kongress, über den Einfluss der katholischen Kirche auf politische Entscheidungen, über die Rolle des Militärs.

Und man zeigt mit dem Finger auf sich selbst: Die Journalisten des PCIJ haben nachgewiesen, dass Medienmacher auf Gehaltslisten von Senatoren stehen, dass Interviews in Radios und Zeitungen verkauft werden, mal an den einen und, wenn der politische Gegner genug bietet, auch an jenen. Wer nicht zahlt, wird nicht erwähnt. Journalisten arbeiten tagsüber als Chefredakteure und abends im Medienbüro einflussreicher Kongressabgeordneter. Unannehmlichkeiten mit dem Zoll kann der Reisende am Flughafen Manila vermeiden, wenn er dem Reporter, der seit Jahrzehnten über den Airport berichtet, seine Ankunft vorher mitteilt. Gegen eine geringe Gebühr wird eine reibungslose Einreise garantiert.

Bestechung ist mittlerweile so fest in der „journalistischen Kultur“ des Landes verankert, dass es eine eigene Sprache dazu gibt. Kassiert ein Schreiber „blood money“, sichert er zu, dass eine kritische Geschichte gar nicht erst erscheint. Mit „smiling money“ wird ein dem Zahler genehmer Artikel nach der Veröffentlichung honoriert. Von „AC-DC“, attack-collect-defend-collect“, haben alle Beteiligten etwas: Zuerst bekommt der Reporter Geld und den Auftrag, einen politischen Gegner anzugreifen. Dann wechselt derselbe Journalist die Meinung, schreibt einen positiven Bericht über den zuvor Attackierten und bekommt von diesem dafür ebenfalls Geld.

Wer Dinge dieser Art erzählt, der macht sich keine Freunde. Deshalb überrascht es nicht, wenn Sheila Coronel ihr Tun einem höheren Zweck unterordnet: „Wir glauben, dass wir mit unserer Arbeit einen Beitrag dazu leisten können, die Demokratie in diesem Land zu stabilisieren und zu strukturieren. Wir wollen zeigen, was hier passiert. Die Menschen sollen mitreden können. Aber dazu müssen sie wissen, was hinter den Kulissen vor sich geht.“

Für weniger als dieses Ziel nimmt sie den Stift gar nicht erst in die Hand. Aber wenn man, wie die Leute des PCIJ, nur die Wahl hat, eine hundertprozentig richtige Geschichte zu schreiben oder für immer und alle Zeit als Journalist unterzugehen, dann muss der Antrieb schon von gewaltiger Natur sein. Die Ziele sind groß, der Lohn manchmal auch: Welcher Journalist kann schon von sich sagen, einen korrupten Präsidenten aus dem Palast gradewegs ins Gefängnis hineingeschrieben zu haben?

5.2. Nabelschau

Geben ist seliger denn nehmen. Deshalb gibt man gern im Malacañang-Palast. Im Topf mit dem kindlich-fröhlichen Etikett „Scooby Doo“ sollen 600 Millionen Peso gewesen sein. Geld, das sogenannte „Liaison Officer“ aus dem Pressebüro des Präsidenten während des Amtsenthebungsverfahrens unters journalistische Volk geworfen haben. Heute weiß Estrada: Diese Summe wäre anderswo klüger investiert gewesen. Damals, zur Jahreswende 2000/2001, glaubte der strauchelnde Präsident, die Journalisten der Hauptstadt schlicht für seine Zwecke kaufen zu können. Mit Beginn des Verfahrens wurde die Bestechung deshalb ritualisiert: Jeder Senatsreporter erhielt täglich etwa 100 Mark. Ungefragt, unkommentiert und in den Räumen des Senats. Nur drei von etwa 1.000 akkreditierten Journalisten sollen kein Geld genommen haben.

Die Kenntnis dieser illustren Tatsachen verdankt die philippinische Öffentlichkeit dem „Center for Media Freedom and Responsibility“. Das Center widmet sich beinahe ausschließlich der journalistischen Nabelschau. Ich habe als Folge dieser steten Selbstbetrachtung Trübsinn erwartet, darum bin ich angenehm überrascht von Luis Teodoro. Der Mann kauert auf seinem Klappstühlchen und erzählt bei bester Laune die erstaunlichsten Geschichten. Er besitzt ganz offensichtlich die bewundernswerte philippinische Fähigkeit, in größer Not über sich selbst zu lachen. Was ihn bei seiner Beobachtung der journalistischen Szene allerdings wirklich betrübt, ist die Tatsache, dass jüngere Reporter von ihren älteren Kollegen in die Bestechlichkeit hineingeführt werden. „Da sitzt der Chef im ‘newsroom’, nimmt jeden Monat Geld aus vielen Händen und zeigt den Kindern, wie’s gemacht wird. Den Herausgebern ist es sogar ganz recht, dass sich die Angestellten auf diese Weise ihr Gehalt aufbessern“, erzählt Teodoro. Wer da nicht mitspielt, läuft Gefahr, seinen Job zu verlieren. Weshalb es im Dunstkreis des Center for Media Freedom zur Gründung einer Gruppe gekommen ist, die sich „Die jungen Dissidenten“ nennt. Klingt wie ein HippHopper-Konglomerat auf dem Sprung zur ersten Single, ist aber bitter ernst gemeint. Die Dissidenten, Nachwuchs-Journalisten aus Print und Funk, schreiben gegen die schlechten Sitten ihrer Zunft an und sie haben sich geschworen, sauber zu bleiben. Auf Leute dieses Schlages setzt Luis Teodoro seine Hoffnungen. Obwohl er mit Prognosen vorsichtig ist. „Durchschnittlich braucht es drei bis fünf Jahre im Job, dann sind Idealismus und Integrität der Korruptierbarkeit gewichen“, sagt er. Was Wunder, wenn Politiker jeden Monat durch die großen Redaktionen ziehen und den dort Versammelten das drei- und vierfache des Gehalts anbieten. Den Herren mit den Geldkoffern kommt der Umstand zugute, dass philippinischer Journalismus sehr personenbezogen ist. Die Kolumnisten großer Blätter pflegen

ihren Starkult, von Fernsehmoderatoren ganz zu schweigen. Aber auch der einfache Reporter ist populär, weil niemand je auf seine Autorenzeile über dem Artikel verzichten würde. Da weiß man was man hat, wenn man als Bestecher einen dieser Namen für sich gewinnen konnte.

Rückblickend glauben Beobachter, dass die Bestechung von Journalisten, der Kauf und die Unterdrückung von Informationen während des Amtsenthebungsverfahrens Estradas größte Schlacht gewesen ist. Sie soll ihn und den Staat mehr Geld gekostet haben als der Präsidentschaftswahlkampf 1998. Gegen Ende seiner Amtszeit wurde das Personal im Pressebüro des Palasts dramatisch aufgestockt und viele dieser „Liaison Officer“ sitzen noch heute dort, um die Medienlandschaft zu beackern. Auch die neue Präsidentin, Gloria Macapagal-Arroyo, weiß schließlich, wie auf den Philippinen Politik gemacht wird: Sie hat es von ihrem Vater Diosdado gelernt – als er im Malacañang-Palast die Geschäfte führte.

6. Die Anderen

Der „National Press Club“ ist eine wunderbare Einrichtung: Alte Herren blicken freundlich-seriös aus bleistiftgezeichneten Bildern von der Wand herab. Und die alten Herren, die mir auf Augenhöhe gegenüber sitzen, sind nicht minder charmant. Es handelt sich um Butch del Castillo, seines Zeichens „Vizepräsident“ (von was eigentlich?, frage ich mich anderntags) und um Rolando Galara. Seine Visitenkarte weist ihn als „Übersee-Korrespondent“ des nautischen Magazins „The Honorable“ aus. Das Duo ist der lebende Beweis: Die philippinische Medienlandschaft ist bunt und weit. Jeder, der sich entschließt Journalist zu sein, darf sich fortan so nennen und versuchen, damit sein Geld zu verdienen. Wie erfolgreich Castillo und Galara bei diesen Bemühungen bisher gewesen sind, lassen wir mal offen. Auf jeden Fall haben die beiden schon etliche Präsidenten kommen und gehen sehen. Weshalb sie den jüngsten Machtwechsel eher gelassen kommentieren. Estrada war beliebt beim einfachen Volk und der Druck, den er auf die Presse seines Landes ausgeübt hat, war eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Methoden von Marcos, bilanzieren sie. Wie sich die Neue, die kleine Gloria, im Amt macht, das müsse man erst mal abwarten.

An diesem Abend lerne ich viel über den traditionellen Journalismus des Landes: Der philippinische Journalist weiß alles, auch wenn er gar nichts weiß. Er hat eine große Vergangenheit hinter sich und die Zukunft wird auch nicht schlecht. Er hat schon alles mitgemacht und gibt seine Erfahrungen gern an junge Kollegen weiter. An Frauen zumal. Soll einer sagen, zwischen Europa und Südostasien gäbe es keine Gemeinsamkeiten.

Drei Tage vorher, zwei Tische weiter, habe ich ein anderes Gesicht des philippinischen Journalismus kennengelernt: Gloria Esguerra-Melencio arbeitet seit einigen Jahren freiberuflich und sie macht es sich dabei nicht leicht, denn sie ist außerdem in der Frauen- und Gewerkschaftsbewegung aktiv. Anfang des Jahres 2001 steckte sie inmitten einer Recherche zur Verbreitung von BSE auf den Philippinen. Gloria kann Geschichten erzählen über Informationsverhinderung und Datenschwund, über asiatische Schweigekulturen und die rückhaltlose Unterstützung der Agrarindustrie durch die nationale Regierung. Und doch: Fragt man sie nach ihren Arbeitsbedingungen, dann räumt Gloria Esguerra ein, dass es ein weites Feld gebe, auf dem man seine Meinung äußern könne. Auf eine Grenze stoße diese Freiheit aber immer dann, wenn man sich mit den großen Clans des Landes anlege, wenn konkrete Namen ins Spiel der Berichterstattung kommen. In einem Land, das letztlich durch die wirtschaftliche und politische Macht einiger Oligarchen gelenkt wird, ist Freiheit eben eine relative Größe.

Girlie Linao heißt wirklich so, residiert im siebten Stock eines Ärztehauses und fühlt in ihrer täglichen Arbeit keinerlei Beschränkung. Mag sein, sie hat Glück. Denn sie arbeitet in Manila für die Deutsche Presse Agentur, sozusagen als Auslandskorrespondentin im eigenen Land. Der Weg zum Büro der dpa führt durch Scharen wartender Patienten. Drei Journalisten teilen sich die kleine Kemenate unterm Dach, die Ventilatoren summen gegen eine vollgestopfte Stickigkeit. Im Raum stapeln sich Fernseher, Satelliten-Telefone, Kassettenrecorder und jeder Tisch ist von einem Zeitungsgebirge umgeben. Seit 1993 arbeitet Girlie Linao bei dpa, seit gut einem Jahr ist sie Büroleiterin. Girlie ist 27. Sie pinselt mit am Bild, das die Welt von den Philippinen hat. Was oft nicht einfach ist, denn sie muss sich jedesmal zwingen, bei Null anzufangen. Nur im vergangenen Jahr war das anders. Da konnte sie für die Kollegen in Deutschland eine Art Fortsetzungsroman schreiben: Die Entführung der deutschen Touristen Wallert im Süden des Landes katapultierte die Philippinen damals in die Schlagzeilen. Der Vorfall bescherte dem Büro schlagartig mehr Geld, eine bessere Ausstattung und für kurze Zeit einen deutschen Leiter. Wenn Girlie Linao über die Berichterstattung zur Geiselnahme erzählt, ist sie hin- und hergerissen; zwischen Stolz über die eigene Arbeit und Kummer über die miserablen Nachrichten, die sie verkaufen musste. Wann immer internationale Agenturen Interesse an Artikeln aus den Philippinen haben, dann sind die Gründe dafür entweder schrecklich oder skurril. Als ich Girlie Linao besuche, schreibt sie gerade an einem Bericht über Imelda Marcos. Die ewige Imelda. Im Frühjahr 2001 hat die beliebte Dame mit Betonfrisur im bonbonrosa Kleid mitten in der Hauptstadt ein Schuh-Museum eröffnet. Beim Anblick der Schlappen, die sie bei der Flucht aus dem Präsidenten-Palast getragen hat, soll sie ganz gerührt gewesen sein. Wenn das keine Geschichte ist ...

7. Zwischen Schein und Sein: Journalistenausbildung

Die meisten philippinischen Journalisten lernen ihren Beruf während sie ihn ausüben. Etliche nicht mal dann. Und dann gibt's noch einige, die haben Glück und geraten in die Hände von Danilo Arao. Der Campus der „University of the Philippines“ (UP) erstreckt sich über ein ganzes Stadtviertel. Deshalb dauert es ein Weilchen, bis der Taxifahrer und ich das Institut für Massenkommunikation gefunden haben. Das Gebäude ist unscheinbar, aber einigermaßen gut in Schuss. Ich hatte schlimmeres befürchtet, zumal ich weiß, dass das Bildungsministerium der Universität im vergangenen Jahr die Hälfte des Etats gestrichen hat. Das Seminar von Danilo Arao hat noch nicht angefangen. Er ist schon da, seine Studenten rechnen kurz vor dem Ende des Semesters noch 15 Minuten zum „akademischen Viertel“ dazu. So kann ich mich ausreichend über die erkleckliche Anzahl von Computern wundern, die im Raum stehen. Ich gebe zu: Ich bin beeindruckt. Andererseits macht diese Ausstattung an dieser Stelle wirklich Sinn, denn ich befinde mich in einem Seminar, in dem angehende Journalisten die Grundzüge des Webdesigns lernen sollen. Danilo Arao vermittelt nicht nur journalistisches Handwerkszeug, sondern auch Programmiersprachen. Ob er das in den vergangenen drei Monaten mit Erfolg getan hat, will er heute überprüfen: Die Studenten sollen ihre selbst gemachten Web-Seiten vorstellen.

Die Vorstellung, die ich dann erlebe, ist allerdings zuerst mal ganz und gar nicht digitaler Natur. Die PCs um mich herum schlummern weiter. Kein einziger hat einen Internet-Anschluss. Die Kursteilnehmer drängeln sich kurz im Büro des Dekans, wo zwar ein Computer nebst Modem steht. Letzteres ist aber so langsam, dass die Gruppe nach fünf Minuten sinnloser Wartezeit beschließt, gemeinsam in ein Internet-Café umzuziehen, um dort weiter zu lehren und zu lernen. Aha. Mein philippinisches Weltbild ist wieder zurechtgerückt.

So steht es um die Journalistenausbildung im Land. An den öffentlichen Universitäten gibt es nur wenige gut qualifizierte Lehrer und noch weniger Ausstattung. Die Bibliothek am Institut der UP zählt mit gut 1.000 Büchern schon zu den besseren. Mühsam verständigt man sich derzeit auf ein nationales Curriculum, mit dem ein gemeinsamer Standard der Lehre gesichert werden soll. Bis das verabschiedet ist, macht jeder, was er will und kann.

Im Fall von Dr. Violet Valdez ist das eine ganze Menge. Sie lehrt an einer der teuersten Privat-Universitäten des Landes im „Department of communication.“ An der „Ateneo de Manila University“ studieren nur Kinder reicher Leute und Kinder mit reicher Begabung und Stipendium. Die Ziele der Universität sind hoch gesteckt und so kommt es, dass Frau Dr. Valdez gerade mit der Konzeption eines Aufbaustudiengangs beschäftigt ist, der bereits tätigen

Journalisten aus ganz Südostasien weitere Qualifikationen vermitteln soll. In gemeinsamen Foren, in „Internet-Klassenzimmern“ und mit Hilfe eines Fernstudiums sollen die handverlesenen Teilnehmer über ihr berufliches Tun und Lassen reflektieren. In diesem Studiengang wird nicht die Bedeutung der journalistischen „W’s“ diskutiert, sondern zum Beispiel die Schwierigkeit, ethisch legitimierte Entscheidungen kurz vor dem nahenden Redaktionsschluss zu treffen. Und es handelt sich um eine Art Führungskräfte-seminar, denn die Teilnehmer erlernen Techniken zu Management und Ausbildung anderer.

Wer bei diesem Kursus mitmacht, durchschreitet nicht nur das Tal beruflicher Niederungen. An der „Ateneo Universität“ ist man ernstlich bemüht, einen südostasiatischen Dialog in Gang zu bringen. Die Journalisten suchen nach gemeinsamen Wurzeln. Und müssen dafür tief graben. Denn zwischen dem losen Mundwerk der philippinischen Presse und der zensierten Verhuschtheit chinesischer Zeitungen liegen viele Meter Erde.

8. Von hinten kürzen ...

Philippinischen Zeitungsjournalisten kann man aus europäischer Sicht zwei Vorwürfe machen: Sie schreiben zu lang und sie schreiben zu kurz. Vor allem seriöse Zeitungen gefallen sich darin, in endlosen Artikeln detailverliebt Geschehenes wiederzukäuen. In den Kommentarspalten derselben Blätter bleibt indes kaum genug Raum, ruhig einen Gedanken zu entwickeln, das Für und Wider abzuwägen. Die Konklusion steht in der ersten Zeile, eine Handlungsanleitung für den geneigten Leser schließt sich an. Der Stil des „advocative journalism“ wird gepflegt. Wer eine Meinung hat und mit dieser hinterm Berg hält, gilt nicht als besonders cleverer Kollege in den Philippinen.

Vielleicht ist dies das Dilemma der Journalisten und des Landes? Die Kommentatoren sagen ihrem Publikum, was zu tun ist, was gut und böse ist. Aber die Menschen werden durch ihre Medien nicht in die Lage versetzt, sich selbst eine Meinung zu bilden. Das mag ein Grund dafür sein, dass auf den Philippinen jeder eine Meinung hat, aber nur selten ein Argument. Die Gesellschaft ist hoch politisiert, Wahlmüdigkeit oder Politikverdrossenheit sind Fremdworte. Wenn lautes Lamentieren nicht mehr hilft, führt das beim begeisterungsfähigen Völkchen der Filipinos mitunter zum spontanen Marsch auf den Präsidentenpalast und zur Auswechslung des Bewohners. Während die USA und Europa seinerzeit Revolutionssorgen hegten, herrschte am Schauplatz eher Partystimmung. Was sich während der wirren Hauptstadt-Ereignisse im Januar 2001 abspielte, haben sich die Menschen im Inselland via SMS auf ihren mobilen Telefonen mitgeteilt. Revolution made by Nokia.

In einem Klima dieser Art tragen Journalisten eine besondere Verantwortung. Doch guter Wille strandet mitunter an schlichten Dingen: Was helfen kluge Artikel, wenn sie niemand versteht? Die Qualitätspresse schreibt englisch und obwohl zweite Amtssprache, wird es in den Provinzen kaum gesprochen. Aber bis dorthin gelangen die teuren Zeitungen aus der Hauptstadt ohnehin nur selten. Und auch Fernsehen mit Bildungsanspruch findet man nur in ausgesuchten Kabelnetzen in der Hauptstadt.

Der politische Diskurs findet also in elitären Zirkeln statt. Die eine Welt weiß von der anderen wenig. Aber die Masse der Armen entscheidet mit ihrem Votum, wer nächster Präsident wird, wer auf dem Stuhl des Bürgermeisters sitzen soll und wer in den Senat einzieht. Seit zwei Jahren gibt es deshalb mit der „Pinoy Times“ eine Zeitung, die man wohl vorerst noch als Experiment bezeichnen muss. Sie erscheint in der Landessprache Tagalog und bemüht sich um einen einfachen, aber nicht simplen Stil. Gute Mitarbeiter zu verpflichten, fällt den Herausgebern schwer. Denn längst nicht jeder qualifizierte philippinische Journalist spricht Tagalog. „Ein wichtiger Schritt zur Demokratisierung unseres Landes wäre es, wenn alle Journalisten unsere Nationalsprache lernen würden. Viele fangen jetzt damit an“, glaubt Luis Teodoro vom „Center for Media Freedom and Responsibility“.

Der Mann ist tatsächlich Optimist.